Abonnementspreis
mit der wöchentlich zweimal erscheinenden Unterhaltungs-Beilage „Welt der Arbeit" einschl. Bringerlohn 60 Pf.
Durch die Reichs-Post bezogen pro Vierteljahr M. 3,75. Unter Kreuzband für Deutschland und Oesterreich-Ungarn 5 M., für das übrige Ausland 7 M. pro Vierteljahr.

Redaktion
Zwingerstraße 21, 2 Tr.
Sprechstunde
nur wochentags von 12 bis 1 Uhr.
Telephon: Nr. 3455.

Telegramm-Adresse:
„Arbeiterzeitung Dresden."

Sächsische Arbeiter-Zeitung

Organ zur Wahrung der Interessen der Arbeiterklasse.

Inserate
werden bis 6 gespaltene Petitzeile oder deren Raum mit 30 Pf. berechnet und bei mehrfach tageslangen Wiederholungen wird Rabatt gewährt. Vereinsanzeigen 15 Pf. Inserate müssen bis spätestens halb 10 Uhr früh in der Expedition abgegeben sein und sind im voraus zu bezahlen.

Expedition:
Zwingerstraße 21, part.
Geschäftsstunden von morgens 8 bis abends 7 Uhr.
Telephon: Nr. 1766.

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage.

Nr. 116. | Dresden, Dienstag den 22. Mai 1906. | 17. Jahrg.

Das koloniale Danaidenfaß.

Wie in der griechischen Sage die Töchter des Danaos zur Strafe für ihre Sünden die nie endende Arbeit leisten mußten, Wasser in ein durchlöchertes Faß zu schöpfen, so muß das deutsche Volk in rauher Wirklichkeit die nie endende und vergebliche Arbeit leisten, ungezählte Millionen in die Wüste der Kolonialpolitik zu leiten, in deren Sandmassen alles, was hineingesteckt wird, alsbald fruchtlos verrinnt.

Da der **Reichstag** kaum unter jämmerlichem Gestöhne die neuen Steuervorlagen zur Welt gebracht hat, tritt die Regierung bereits wiederum mit einem neuen **Ergänzungsetat** von nicht geringem Umfange hervor. Kurz bevor der Reichstag in die Sommerferien gehen darf, soll er geschwind noch, zu den kolossalen Bewilligungen für das laufende Etatsjahr, die nette Summe von 17½ Millionen M. in die herrliche Kolonialpolitik stecken.

Der Ergänzungsetat, der soeben dem Parlament zugeht, hat auch einige Liebesgaben für **andere** Ressorts. Sogar — man denke! — 100 000 M. werden gefordert für eine Kulturaufgabe, zur Unterstützung einer Expedition nach Java zur Erforschung der Ursachen des Sapphitis. Aber neben anderen kleineren militaristischen und marinistischen Ausgaben wird mehr als eine halbe Million Mark gefordert für Versuche und Anlagen auf dem Gebiete der militärischen Verkehrstechnik. „Die außerordentliche Entwicklung der Verkehrstechnik", so wird in der Regierungsvorlage gesagt, „macht es, in Verbindung mit den in dem ehemaligen Kriege gesammelten Erfahrungen, dringend notwendig, für die angegebenen Zwecke bedeutend erhöhte laufende Aufwendungen zu machen." Wahrlich, nirgendwo geht die „Entwicklung" so „außerordentlich" und so kostspielig vor sich wie auf den Gebieten der Vorbereitungen zum massenmörderischen Krieg.

Der Hauptteil des Ergänzungsetats aber gehört **den Kolonien**, und zwar insbesondere wieder dem wundervollen **Südwestafrika**. Für Ostafrika wird eine Verstärkung der Schutztruppe für nötig erklärt; 19 Feldkompagnien sollen aufgestellt werden, um „für Fälle neuer Unbotmäßigkeiten" der Eingeborenen den im Innern stationierten Truppen die rückwärtigen Verbindungen zu sichern. Es scheint danach, daß die Kolonialverwaltung selbst die Situation in Ostafrika als keineswegs gesichert ansieht. Für **Südwestafrika** aber treten u. a. folgende Forderungen auf: zur Förderung der Besiedlung des Schutzgebiets 500 000 M., für Gerichtsgebäude und Gefängnisse (!) in Windhoek und Swakopmund 100 000 M., für den Bau einer Eisenbahn von Lüderitzbucht nach Kubub und Fortführung der Bahn nach Keetmanshoop 5 Mill. M., zur „Hilfeleistung aus Anlaß von Verlusten infolge der Eingeborenen-Aufstände" 10 586 421 M.! Dabei bedenke man, daß selbst üppige Kolonialliebhaber die Niederlassung von höchstens 50 000 Weißen in ganz Südwestafrika für möglich halten. Um die erfolgreiche Ansiedlung dieser Anzahl zu ermöglichen, würde das Reich natürlich nicht bloß 10½ Million, sondern Hunderte Millionen in jene Sandwüste fließen lassen müssen.

Unter allem Wahnwitz, den die neueste deutsche Aera der Weltmachtspolitik leistet, ist derzkolonialpolitische wohl der allertollste. Es ist unglaublich, wie hier das Geld, das sich der Steuerzahler am Munde abdarbt, zwecklos verschwendet wird. Im Jahre 1885, als man in die Kolonialpolitik soeben eingetreten war, betrugen die Aufwendungen des Reichs erst 348 000 M., aber 1895 schon über 6 Millionen Mark und im Jahre 1904 infolge des chinesischen Abenteuers und des südwestafrikanischen Aufstandes 149½ Million Mark. Dieser Aufstand allein kostet das deutsche Volk in den wenigen Jahren 183 Millionen Mark. **Jetzt sollen von neuem 17½ Million dazu kommen!** Dem Reichstag wird zugemutet, noch kurz vor Torschluß auch diese Summe im Eiltempo zu bewilligen. Schon auf die Tagesordnung vom Dienstag ist die erste und zweite Lesung dieses Ergänzungsetats gesetzt!

•

Dabei fördert die Kolonialpolitik auch sonst die skandalösesten Erscheinungen: zu 1. Gegen den stellvertretenden Direktor des Kolonialamts, den demnächstigen Staatssekretär dieses Amtes, **Erbprinzen zu Hohenlohe**, werden eigenartige Vorwürfe erhoben. Die Freie Deutsche Presse bringt diese Mitteilung: „Das etatsmäßige Einkommen der Direktors der Kolonialverwaltung beträgt 30 000 M. Gehalt und 1500 M. Wohnungsgeldzuschuß pro Jahr. So war denn auch noch das Diensteinkommen des Herrn Dr. Seübel. Nun soll aber der Erbprinz zu Hohenlohe, obwohl er noch nicht einmal etatsmäßig angestellt war, sondern nur in Stellvertretung als Kolonialdirektor fungierte, bisher schon so dotiert worden sein, als ob er das Gehalt eines derjenigen Staatssekretäre hätte, die bislang bereits die Repräsentationszulage von 14 000 M. erhielten, also eine **Remuneration von 44 000 M.** jährlich. Ferner soll ihm ein **Wohnungsentgelt**, bezw. Zuschuß für die Wohnungsmiete **bis zum Höchstbetrage von 20 000 M.** pro Jahr zugebilligt worden sein." Die Nachricht, fügt das genannte Blatt hinzu, klingt so absurd, daß wir sie unterdrücken würden, wenn wir nicht ihre sofortige Dementierung im Interesse der Reichsverwaltung und einer geordneten Weiterführung der Reichstagsverhandlungen für unerläßlich hielten.

Am nötigen Dementi wird es ja in diesem Falle nicht fehlen. Die Etatskünstler, die dem Erbprinzen ungehörige Bezüge zugeschoben haben, werden suchen, die peinliche Sache, die sie angerichtet haben, hurtig in Ordnung zu bringen.

zu 2. Die Kölnische Zeitung berichtet offiziös, es stehe jetzt fest, daß der Gouverneur von Puttkamer zwar nicht mehr nach Kamerun zurückkehren werde, daß er aus dem Staatsdienst ausscheiden werde, **aber in allen Ehren mit Pensionsgewährung**; die angestellten Ermittelungen hätten keinen Anlaß zur Einleitung eines Disziplinarverfahrens gegen Puttkamer gegeben. Danach hat es den Anschein, als solle unter dem **Erbprinzen zu Hohenlohe** das traurige Vertuschungssystem fortdauern, das seit der Zeit der Leist und Wehlan so viel Unehre über den deutschen Namen gebracht hat. Denkt man bei der Eile, in der der Reichstag jetzt arbeitet, den Puttkamer retten zu können? Soll das Verbrechen gegen die **Akwa-Häuptlinge**, soll die **Fälschung des Passes für die Cousine von der Friedrichstraße unter dem weiten Mantel kolonial-christlicher Liebe verhüllt werden?**

Politische Uebersicht.

Ein eigenartiges Dankesschreiben.

Der Reichsanzeiger veröffentlicht an erster Stelle und in auffälliger Schriftart folgendes Schreiben des **Kaisers** an den Fürsten **Bülow**:

„Mein lieber Fürst! Ihre Meldung von der Annahme der Steuervorlagen im Reichstage hat mich mit lebhafter Freude und mit großer Befriedigung erfüllt. Ist damit doch unter dankenswerter patriotischer Mitarbeit der Vertreter des deutschen Volkes für die Finanzen des Reiches eine neue Grundlage gewonnen worden, welche die Möglichkeit bietet, den wachsenden Bedürfnissen der Reichsverwaltung in ausreichendem Maße gerecht zu werden. Ich bin mir wohl bewußt, welchen hervorragenden Anteil an dem Entstehen wie dem Gelingen dieses für die Stellung des Reiches nach außen wie für seine innere Festigung und Entwicklung gleich bedeutsamen Reformwerkes dem staatsmännischen Geschick und der aufopfernden Hingebung gebührt, mit denen Sie die mühevolle Arbeit geleitet und gefördert haben. Von ganzem Herzen beglückwünsche ich Sie daher zu diesem Erfolge, durch welchen Sie sich von neuem den Dank Ihres Kaisers und Königs wie des Vaterlandes erworben haben. Zugleich benutze ich die Gelegenheit, Ihnen, mein lieber Fürst, meine innige Freude darüber auszusprechen, daß Ihre durch das Uebermaß der Arbeit angegriffene Gesundheit durch Gottes Gnade vollständig wiederhergestellt ist und ich mich der zuversichtlichen Hoffnung hingeben kann, daß Ihre ausgezeichneten Dienste mir noch recht lange erhalten bleiben zum Segen für das deutsche Volk und Vaterland. Ich verbleibe mit unveränderlichem Wohlwollen und Vertrauen Ihr wohlgeneigter, dankbarer Kaiser und König Wilhelm I. R. Neues Palais 21. Mai 1906.

An den Reichskanzler Dr. Fürsten von Bülow."

Der Kaiser spendet dem Reichskanzler Dankesworte von besonderer Wärme. Er überschüttet ihn mit Lobeserhebungen, wie sie mancher andere Staatsmann bei wichtigeren Anlässen durch seinen Monarchen nicht erfahren hat. Der Kaiser ist also von den Leistungen seines Kanzlers äußerst zufriedengestellt.

Man kann dem Fürsten Bülow die kaiserlichen Hymnen um so mehr gönnen, als er sich darüber nicht täuschen wird, daß **sehr weite Kreise der deutschen Bevölkerung ganz anders** über ihn und sein politisches Wirken denken. Sehr weite Kreise des deutschen Volkes hätten dem Herrn v. Bülow das „Uebermaß der Arbeit" in der Marokko-Affäre, an der er sich die parlamentarische Ohnmacht zuzog, überaus gern **völlig erlassen**. Und noch weitere Kreise des deutschen Volkes vermögen das Gefühl „lebhafter Freude und großer Befriedigung" über die neuen Steuervorlagen ganz und gar nicht mit dem Kaiser zu teilen!

Aus dem Reichstage.

Der Reichstag nahm am Montag zunächst die erste Lesung des **schwedischen Handelsvertrags** vor. Zentrum und Rechte jammerten über die Zollfreiheit der Pflastersteine und der Preißelbeeren.

Der Nationalliberale **Heyl** brachte das Kunststück fertig,

Das Stuttgarter Hutzelmännlein.*

Erzählung

von

Eduard Mörike.

Ein Kobold gut bin ich bekannt
In dieser Stadt und weit im Land;
Meines Handwerks ein Schuster war
Gewiß vor siebenhundert Jahr.
Das Hutzelbrot ich hab' erdacht.
Auch viel seltsame Streich' gemacht.

Wohl vor fünfhundert und mehr Jahren, zu denen Zeiten, als Graf Eberhard von Wirtemberg, ein tapferer Kriegsheld und ruhmvoller Herr, nach langen, schrecklichen Fehden mit des deutschen Reichs Häuptern, mit dem Habsburger Rudolf und dessen Nachfolgern, zumal auch mit den Städten, das Schwabenland nun wieder zu Ruh' und Frieden kommen ließ, befand sich in Stuttgart ein Schustergesell, namens Seppe, bei einem Meister, der ihm nicht gefiel, deshalb er ihm aufsagte; und weil er nie gar weit vor seine Vaterstadt hinausgekommen, nicht Eltern noch Geschwister mehr hatte, so war er jetzt willens, zu wandern.

Die letzte Nacht, bevor er reiste, saß er allein in der Gesellenkammer auf (die andern waren noch beim Wein oder sonst zu Besuch); sein Ranzen lag geschnürt vor ihm, sein Wanderstab daneben, der hübsche Bursche aber hing den Kopf — er wußte nicht so recht, warum — und auf dem Tisch die Lampel brannte einen großen, großen Butzen. Indem er jetzt aufschaute und nach dem Klämmchen griff, dem Zochen zu helfen, sah er auf seiner leeren Truche ein fremdes Männlein sitzen, kurz und stumpig, es hätte ihm nicht bis zum Gürtel gereicht. Es hatte ein schmutziges Schurzfell um, Pantoffeln an den Füßen, pechschwarze Haare, dazu aber hellblaue, freundliche Augen.

„Gott grüß dich, Seppe! Kennst mich nit? Ich bin der Pechschwitzer, das Hutzelmännlein, der Tröster. Ich weiß, du bist ein braves Burgerskind, sorgst immerdar für anderer Leute Fuhrwerk und gehst doch selbst nicht auf dem besten Zeug. Da du nun morgen reisen willst, so hab' ich dir statt einem Wanderpfennig etwas mitgebracht von meiner eigenen Arbeit: sind Glücksschuh', zwei Paar, schau her! Die einen legst du an, gleich morgen; sie ziehen sich nach dem Fuß und reißen nicht dein Lebenlang; die andern aber nimm und stell' sie unterwegs an eine Straße, versteh' mich, unbeschrien, wo niemand zusieht! Vielleicht, daß dir dein Glück nach Jahr und Tag einmal auf Füßen begegnet. Auch hast du hier noch obendrein etwas zum Naschen, ein Laiblein Hutzelbrot. So viel du davon schneid'st, so viel wachst immer wieder nach im Ranzen oder Kasten, wenn du auch nur einRänftlein fingersbreit übrig behältst. Ganz sollt du's nie aufzehren, sonst ist es gar. Behüt' dich Gott, und tu' in allem, wie ich sagte! Noch eins: kommst du etwa ins Oberland, Ulm zu und gen Blaubeuren, und find'st von ungefähr ein Klötzlein Blei, nimm es zuhanden und bring's mir!" — Der Seppe versprach's und dankte geziemend für alles; das Männlein aber war in einem Hui verschwunden.

Nun jauchzte der Geselle überlaut, beschmeckte bald das Brot, beschaute bald die zwei Paar Schuhe. Sie sahen ziemlich aus, wie er sie selber machte, nur daß sie feine wunderliche Stiche hatten und hübsch mit einem zarten, roten Leder ausgefüttert waren. Er zog sie an, spazierte so ein dutzendmal die Kammer auf und ab, da ihm denn in der Kürze freilich nichts Besonderes von Glück passieren wollte. Danach ging er zu Bett und schlief, bis der Morgen rot wurde. Da deucht' es ihn, als wenn ihm jemand klopfte, zwei-, dreimal, recht vernehmlich, daß er jählings erwachte. Die andern hörten's auch, doch schliefen sie gleich wieder ein. Das haben meine vier Kappen getan! dachte er und horchte hin, allein es rührte und regte sich nichts mehr.

Als er nun fix und fertig angezogen stand und gar vergnügt auf seine Füße niedersah, sprach er: „Jetzt laufen wir dem Teufel ein Bein weg! Jetzt tausche ich mit keinem Grafen!" — Gut und gut; nur eine Kleinigkeit hat er versehen: er hat den einen Schuh von seinem Paar mit dem einen vom andern verwechselt. Ach, wer ihm das gesagt hätte!

So schlich er denn leis die Stiege hinunter, die Meistersleute nicht zu wecken; denn Abschied hatte er gestern genommen, und statt der Suppe aß er gleich ein tüchtiges Stück Schnitzbrot in währendem Gehen. So etwas hatte er noch niemals über seinen Mund gebracht, wohl aber oft von seiner Großmutter gehört, daß sie einmal in ihrer Jugend bei einer Nachbarsfrau ein Stücklein vom echten bekommen, und daß es eine Unglüte vom Brot drum sei.

Wie er jetzt vor dem oberen Tor draußen war, zween Bogenschüsse oder drei, kam er an eine Brücke: da mußte er ein wenig niedersitzen, die Türme seiner Vaterstadt, das Grafenschloß, die Häuser und Mauern noch einmal in der Morgensonne besehen; dann, eh' er weiterging, fiel ihm noch ein: Hier könnt' ich das Paar Schuh auf den Brückenrand stellen. Er tat's und zog fürbaß. — Eine Stunde über die Weinsteig hinaus kommt er in einen grünen Wald. Von ungefähr hört er auf einer Eiche den blauen Montag schreien, welches ein kurzweiliger Vogel ist, der seinen Namen davon hat, daß er immer einen Tag in der Woche mit der Arbeit aussetzt; da singt er nichts als Schelmenlieder und schaut gemächlich zu, wie andere Vögel ihre Nester richten, brüten und ihre Jungen ätzen; die seinigen krepieren ihm auch ordinär, deswegen er ein Raritätsvogel ist. So einen muß ich haben! denkt der Seppe; ich bied' ihn einem großen Herrn an unterwegs. Ein sonderer Vogel ist oft gern zwei Kälber wert, die Hepfsauer haben ihre Kirchweih um einen Gucksig auch verkauft: wenn ich nur einen Taler löse, tut mir's wohl. Wie komm' ich nur gleich da hinauf? — Seiner Lebtage hat er nie klettern können, dieshmal aber ging's, als hätten ihrer sechs an ihm geschoben, und wie er droben ist, da sieht er sieben Junge flügg, mit blauen Köpfen im Nest! Er streckt schon eine Hand danach — krach! bricht ein fauler Ast, und drunten liegt der Schuster — daß er nicht Hals und Bein brach, war ein Wunder. „Ich weiß nicht," sagte er, indem er aufstand und die Platte rieb, „was ich von dem Pechschwitzer denken soll; das ist kein mutiger Anfang!"

* Neu hinzutretende Abonnenten erhalten den Roman nachgeliefert.

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id416950779-19060522/1 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG